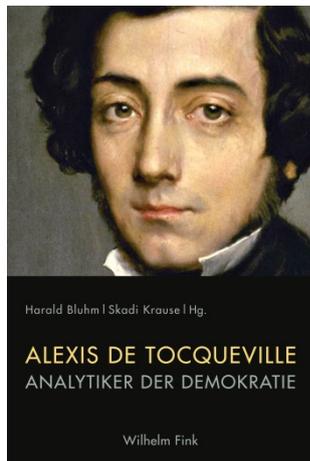


## Online-Rezensionen des Jahrbuchs zur Liberalismus-Forschung 2/2016

**Harald Bluhm/Skadi Krause (Hrsg.): Alexis de Tocqueville. Analytiker der Demokratie.**

Paderborn: Wilhelm Fink, 2016, 341 S., ISBN: 978-3-7705-5954-1



Tocquevilles Nachdenken über Möglichkeiten, die Freiheit in Zeiten demokratischer Gleichheit zu bewahren, und sein Insistieren, gerade die praktizierte Freiheit wirke den Gefahren der Demokratie entgegen, sichern dem französischen Adligen seit dem Erscheinen seiner Abhandlung „Über die Demokratie in Amerika“ (1835/1840) einen Platz im Pantheon des Liberalismus. Gleichzeitig erwies er sich stets als sperriger Liberaler. Vielen Grundüberzeugungen der Liberalen seiner Zeit – der Vorbildhaftigkeit der USA, dem Individualismus oder der Lehre vom wohlverstandenen Eigeninteresse – stand er skeptisch gegenüber. Tocqueville wird daher in der Regel als Liberaler mit konservativen Schattierungen präsentiert, die gelegentlich auf seine aristokratische Herkunft, also auf eine nostalgische Rückbesinnung auf vordemokratische Zeiten, zurückgeführt werden.

Der vorliegende Sammelband nähert sich Tocqueville nicht primär über ideologische Einordnungsversuche, sondern über die vorgelagerte Frage nach den Konturen und Eigenarten der „neuen politischen Wissenschaft“, die er mit seinem Amerika-Werk zu begründen beanspruchte. Dabei erhalten die methodischen Aspekte seines Vorgehens besondere Aufmerksamkeit.

Die Herausgeber betonen in einem ausführlichen eigenen Beitrag die erfahrungswissenschaftliche Grundlegung des Tocquevilleschen Ansatzes. Seine politische Wissenschaft bleibt nicht bei normativen Vorgaben für die Gestaltung des politischen Lebens stehen, sondern er entwickelt die Theorie aus den Beobachtungen, die er am amerikanischen Beispiel gemacht hat. Dabei kombiniert er Überlegungen zu den inneren und äußeren Erfahrungen der Bürger, berücksichtigt also mentale Dispositionen und deren Veränderbarkeit ebenso wie das Wechselspiel mit institutionellen Regelungen. Mehrere Beiträge betonen vor diesem Hintergrund Tocquevilles Deutung der freiwilligen Assoziationen der Bürger als Ausdruck, aber auch Bildungsinstanz freiheitlichen demokratischen Handelns.

Tocquevilles Aufzeigen von Paradoxien und Ambivalenzen führt aber zu einem Schillern seiner Darlegungen, das eine klare ideologische oder wissenschaftliche Zuordnung so schwierig und die Lektüre so anregend macht. Mehrere Beiträge bezweifeln rundheraus den innovativen Charakter der „neuen politischen Wissenschaft“. Wird diese in ihren historischen Entstehungskontext eingeordnet, lassen sich republikanische und moralistische Traditionen erkennen, die Tocquevilles Denken geprägt haben, auch wenn er diese kreativ und gelegentlich eher punktuell einsetzte. So blieb seine Rezeption der Schriften Rousseaus in der Forschung lange vernachlässigt, weil dies nicht dem liberalen Tocqueville-Bild seiner Zeitgenossen entsprach. Jenseits der persönlichen Abstammung aus der Aristokratie lassen sich aber gerade hier anti-aufklärerische Denkmuster ausmachen, die manche Eigenart des Tocquevilleschen Denkens auf theoretischer Ebene greifbar werden lassen. Deutlich wird Tocquevilles eigener Weg des Liberalismus auch an seiner Haltung gegenüber dem „wohlverstandenen Eigeninteresse“, das er anders als manch zeitgenössischer Liberaler nicht nur im ökonomischen Bereich verortet, sondern – wie Cheryl Welch argumentiert – durch psychologische und soziologische Aspekte erweitert.

Schwer greifbar bleibt auch die Tocquevillesche Wissenschaftskonzeption selbst. Neben den Beiträgen, die Systematisierungsversuche unternehmen, bietet der Band auch gegenläufigen Ansätzen Raum. So wendet Aurelian Craiutu die gängige Kritik an der Unschärfe der Kernbegriffe „Demokratie“, „Freiheit“ und „Gleichheit“ im Amerika-Buch ins Positive und sieht darin die besondere Raffinesse des Autors, dem erst auf diese Weise die Zusammenführung unterschiedlichster Lebens- und Handlungszusammenhänge in sein Bild von der wachsenden Bedeutung der Gleichheit habe gelingen können. Walter Reese-Schäfer argumentiert sogar, bei Tocquevilles Werk handele es sich „weniger um Wissenschaft als vielmehr um Journalismus“, da Sprache und Stil sich an den Usancen der Pariser Salonkommunikation orientiert hätten, die wiederum den Erfolg und die Verbreitung des Werks beflügelt habe.

Mehrere Beiträge des Sammelbands widmen sich vertiefenden, über das Amerika-Werk hinausgehenden Einzelthemen (z. B. Tocquevilles Beschreibung der amerikanischen Gefängnisse als Besserungsanstalten gegen demokratische Gefahren, seinem Denken über Kolonialismus oder dem Methodenvergleich mit John Stuart Mill), bevor Oliver Hidalgo Tocqueville mit gegenwärtigen „Postdemokratie“-Theoretikern vergleicht. Obwohl er mit diesen die Sorge vor einer Entpolitisierung in der demokratischen Gesellschaft teile, sieht Hidalgo deutliche Differenzen zwischen dem vorsichtigen Liberalen Tocqueville und den emphatischeren Demokratievorstellungen der neueren Theoretiker.

Dennoch zeigt die Debatte, dass Tocquevilles Denken, das um die Widersprüche und Gefährdungen der Demokratie kreist, weiter Interesse beanspruchen kann. Die damit nahegelegte erneute Lektüre dieses Klassikers des politischen Denkens dürfte sich problemlos auch aus pädagogisch-didaktischer Perspektive begründen lassen; so interessierte sich Tocqueville laut Meinung der Herausgeber dafür, wie die Bürger „Kompetenzen und Fähigkeiten erwerben, die sie in die Lage versetzen, sich als aktiv Handelnde wahrzunehmen“ (S. 81). Diese Formulierung könnte problemlos Aufnahme in ein Kerncurriculum oder eine universitäre Modulbeschreibung der Fächer Politikwissenschaft oder Geschichte finden.

Darmstadt

Detlev Mares

ARCHIV  
DES  
LIBERALISMUS

in Kooperation mit

 recensio.net